

KLAUS MERTES SJ: STATEMENT AUF DEM ÖKT

München, 14.05.2010

1. Opfer und Institution

Zum Missbrauch gehören zwei Aspekte: Die Missbrauchstat im engeren Sinne sowie die unangemessene Reaktion der Institution, in welcher der Missbrauch geschieht. Dieser zweite Aspekt schmerzt viele Opfer heute noch, oft noch mehr als der erste Aspekt des Missbrauchs. Die Betroffenen melden sich ja bei der Institution (in meinem Fall: beim Canisius-Kolleg), nicht bei den Tätern. Viele wollen mit den eigentlichen Tätern gar nichts mehr zu tun haben. Aber sie wollen ihr Verhältnis zur Institution klären, vielleicht sogar versöhnen.

In dieser Situation muss die angesprochene Institution die Grundentscheidung treffen darüber, wie sie den Opfern gegenübertritt will. Die Opfer wollen mit Vertretern der Institution sprechen, in der sie missbraucht wurden. Also trete ich ihnen als solcher entgegen. Ich gehöre in meiner Eigenschaft als Jesuit, Priester und Schulrektor zur Institution und distanzieren mich nicht von der Institution, gerade auch nicht in der Begegnung mit den Opfern. Ich täte den Opfern keinen Dienst, wenn ich mich mit ihnen gegen die Institution solidarisierte. Die Opfer brauchen jemanden, der ihnen bestätigt: „Ja ihr seid bei mir an der richtigen Adresse, um Eure Geschichte zu erzählen, euren Zorn zu zeigen, anzuklagen und Forderungen zu stellen.“

Alle Versuche, die Institution ihrerseits als Opfer der Täter oder gar als Opfer der Opfermeldungen zu präsentieren, gehen deswegen daneben. In gewisser Weise sind solche Umdeutungen der eigenen Ausgangsposition sogar eine Fortsetzung des Missbrauchs. Die Opferperspektive einzunehmen bedeutet, für sich selbst als Vertreter der Institution zu klären: Wir sind nicht die Opfer, sondern die Opfer sind die Opfer.

2. Opfer im Konflikt mit der Institution

Auf dem Symposium der Jesuiten in der Osterwoche haben wir lange miteinander darüber gesprochen, was es heißt, als Kirche oder als Orden ganz konkret die Opferperspektive einzunehmen, oder anders gesagt: Der

Perspektive der Opfer Vorrang zu geben vor den Image-Interessen der Institution. Der Vorrang der Opferperspektive ist vom Evangelium her ganz klar. Doch es ist so schwer, diese Perspektive wirklich einzunehmen. Ein Mitbruder berichtete in einer Gesprächsgruppe, wie schwer es ihm gefallen sei, zu entdecken, dass er entgegen aller Rhetorik doch faktisch so stark in der Institutionsperspektive gefangen war, dass er Wochen brauchte, um zu begreifen, was der Wechsel zu Opferperspektive wirklich bedeutet. Sie führt nämlich meistens in einen Konflikt.

Ein besonders schwieriger Prozess für uns Jesuiten war die Auseinandersetzung mit dem offenen Brief eine Opfergruppe an uns. Der Ton war hart, aggressiv, anklagend, fordernd, und, wie viele von uns fanden, uns gegenüber ungerecht. Es ist leicht, bei der Opferperspektive zu bleiben, so lange die Opfer bloß passiv Opfer sind. Aber Opfer sind mehr als nur Opfer. Sie haben eine Geschichte des Überlebens, einen Überlebenskampf hinter sich, oder kämpfen ihn noch, manchmal jahrzehntelang nach dem Missbrauch. Das Einnehmen der Opferperspektive kann nicht an die Bedingung geknüpft werden, dass die Opfer nett und freundlich sind und der Institution Konflikte ersparen.

Es geht bei der Opferperspektive keineswegs um Opferromantik, mit einem idealisierenden Blick auf die Opfer. Auch dies entspricht der Einsicht des Evangeliums: Die Armen sind nicht einfach die „Guten“, die unschuldig-Netten. Trotzdem und gerade in ihrer Stacheligkeit haben sie der Institution etwas zu sagen. Die Verheißung des Evangelium, wie ich sie verstehe, lautet doch: Was Gott von mir oder von uns als Kirche will, finden wir in der Begegnung mit den Opfern. Das bedeutet nicht, dass die Opfer immer recht haben. Aber eine Kirche, die ihr Ohr den Opfern verschließt, oder ihnen nur zuhört um ihnen von oben herab zu helfen, wird nicht finden, was der Geist ihr jetzt und heute zu sagen hat.

3. Missbrauch und Sexualpädagogik

Schüler am Canisius-Kolleg schrieben 1981 an die damals für sie erreichbaren Autoritäten: „Der Bereich der Sexualpädagogik liegt in alleiniger Verantwortung des geistlichen Leiters. Ein vernünftiger Austausch findet nicht statt. Eine weibliche Bezugsperson für heranwachsende Mädchen ist nicht da. Sexualität wird tabuisiert, und mit Verboten wird versucht, die Sexualität gezielt zu steuern und zu beeinflussen. Wir verweisen ferner auf die auch in der offiziellen katholischen Lehre ungelösten Probleme homosexueller Jugendlicher, die sich schwerwiegenden Belastungen ausgesetzt sehen müssen und vielfach mit ihren Problemen alleingelassen werden und erfahren müssen, *widersittliche* und *unnatürliche* Auffassungen von Sexualität zu haben.“ Es waren Opfer, die hier sprachen, so wissen wir

heute. Die Frage, die mich quält, lautet: Was hat uns daran gehindert, solche Beschwerden zu hören und nachzufragen, welche konkreten Erfahrungen dahinter stecken? Und was hindert uns heute, zuzuhören, wenn Opfer unserer Pädagogik und Pastoral sprechen? Blockiert uns allein schon die Vorstellung, dass es Opfer unserer Pastoral überhaupt geben könnte, um weiter zuzuhören?

Ich möchte einen Aspekt nennen: Nicht hören können und nicht sprechen können hängt zusammen. Wer nicht sprechen kann, kann auch nicht hören. Natürlich muss auch schweigen können, wer hören will. Das hörende Schweigen ist hier nicht gemeint. Vielmehr meine ich die Sprachlosigkeit, die mit Verschweigen, mit verängstigtem Schweigen, vielleicht auch mit Überforderung zu tun hat. Die Sprachlosigkeit ist der Preis des Schweigens. Das trifft auch auf Institutionen zu. Da scheint mir eine tiefe und wichtige Frage zu liegen: Gibt es Themen, bei denen wir als Kirche sprachlos sind? Sprachlos, weil wir uns gefährden, wenn wir darüber sprechen? Sprachlos, weil die auszusprechende Wahrheit zu bitter, zu unschön ist? So sprachlos, dass wir die Opfer zum schweigen bringen müssen, wenn sie sprechen?

Die Opfer mussten sich jahrelang mit Themen auseinandersetzen, zu denen sie nicht gehört worden waren und weiterhin nicht gehört wurden, aber zu den ihnen viel gelehrt worden war und auch heute noch gelehrt wird: Sexualpädagogische Obsessionen, deren Früchte unangemessene Schuldgefühle im Umgang mit der eigenen Sexualität sind, Schuldgefühle mit der eigenen Homosexualität, mit der vom Täter initiierten Masturbation; aber auch: Infantiles Verhältnis zu Autoritäten, Angst vor eigenen abweichenden Gedanken und Zweifeln, und vieles andere mehr. Für die Opfer gehören diese Erfahrungen zum katholischen Geschmack des Missbrauchs dazu. Das muss ernst genommen werden. Da kann man nicht einfach nur sagen, das beruhe alles auf Missverständnissen. Wenn wir geistlich ernst nehmen, dass die Kirche in der Begegnung mit den Opfern etwas lernen kann, in die Schule der Armen gehen kann, dann besteht auch für die Kirche und ihr Lehramt die Chance zu lernen.

4. Geistliche Vollmacht und Missbrauch

Mit der Weihe ist eine geistliche Vollmacht gegeben, die Papst Benedikt in diesem Jahr des Priesters besonders herausgearbeitet hat durch den Hinweis auf den Pfarrer von Ars. Es gibt eine besondere priesterliche Vollmacht auf Grund der Weihe. Ich glaube daran. Sie gehört zum Wesen der Kirche dazu.

Die Opfer, über die wir sprechen, werden im Rahmen eines Machtgefälles zu Opfern; das Kind wird von den Eltern missbraucht, der Schüler vom Lehrer,

der Patient vom Arzt. Das Ganze geschieht in einer für das Opfer unausweichlichen Vertrauensbeziehung. Beim Priester kommt der Missbrauch der geistlichen Vollmacht hinzu. Auch die Beziehung zum geistlichen Amt ist unausweichlich für diejenigen, die Christus in der Eucharistie, in der Absolution, aber auch als Hirten und Lehrer begegnen wollen. Wenn der, der in persona Christi handelt, missbraucht, dann wird der Zugang zu Christus, zum Glauben an Christus beschädigt, wenn nicht sogar zerstört. Das ist ein ungeheuerlicher Vorgang.

Die Frage nach der geistlichen Macht in der Kirche und ihren Strukturen ist eine Frage von allgemeinem kirchlichen Interesse. Auf den Klerus bezogen: Was bedeutet uns Klerikern Macht? Reflektieren wir überhaupt angemessen, dass wir sie haben? Was bedeutet uns Macht für unsere eigenen Beziehungs- und Anerkennungsbedürfnisse? Wo können wir sie mehr teilen? Wo können wir in der Kirche Empfangende sein. Wie kommunizieren wir mit Nicht-Klerikern? Wie konfrontieren wir Klerikalismus, der ja nicht nur eine Eigenschaft von Klerikern ist?

Die Frage nach der Macht ist nicht nur eine Frage des persönlichen geistlichen Lebens. Der Sinn für Institution gehört nach meiner Auffassung zum Katholischen hinzu. Gerade deswegen ist es ganz katholisch, die Frage nach den Machtstrukturen in der katholischen Kirche zu stellen. Machtmissbrauch muss auch strukturell vorgebeugt werden. Mit großer Sorge verfolge ich die Auflösung des Unterschieds von Amt und Person nicht nur, aber auch in der katholischen Kirche. Wo Kritik immer schon Majestätsbeleidigung und ein offenes Wort immer schon als Nestbeschmutzung gilt, da rieche ich die Anfälligkeit für Machtmissbrauch.